

Magnus Treiber

MIGRATION AUS ERITREA

Wege, Stationen, informelles Handeln

REIMER

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Layout und Umschlaggestaltung: Nicola Willam, Berlin

Umschlagabbildung: Migrantisches Wohnen in Gerji, Addis Ababa, siehe Abb. 2

Schrift: Adobe Garamond Pro

Papier: Multi Art Silk 115 g/m²

Druck: Prime Rate Kft., Budapest

© 2017 by Dietrich Reimer Verlag GmbH, Berlin
www.reimer-mann-verlag.de

Alle Rechte vorbehalten

Printed in EU

Gedruckt auf alterungsbeständigem Papier

ISBN 978-3-496-01589-5

Inhaltsverzeichnis

Vorwort	7
Zur Umschrift aus dem Tigrinischen und Amharischen	8
Einführung in Forschung und Fragestellung	9
Informalität als Handlungsmodus?	12
Informalität, Ungewissheit und Krise in der wissenschaftlichen Debatte	12
<i>Coping/Coping Strategy</i>	16
<i>Agency</i>	17
Bricolage, Kreativität und Manöver	19
Dimensionen von Krise und Ungewissheit – eine Annäherung	20
Ausweichen und Aushandeln	21
Krise als Möglichkeit	22
Die Belastung des Sozialen – Transformationen in Verwandtschaft und Milieu	23
Die Suche nach Selbstversicherung	24
Der lange Schatten der EPLF – Kultur und Politik der Guerilla in Eritrea	27
Eine landeskundliche Notiz	27
Die eritreische Tragödie – eine Frage der Wahrnehmung	28
Ein zweiter Blick auf Bildungsideal und Diskussionskultur der Guerilla	32
Vom Erfolg zum Scheitern – das politische und kulturelle Projekt der EPLF	37
Lesarten des Niedergangs	39
Migration im Schatten von Befreiungskrieg und Diktatur	43
Verwebungen – Wege und Stationen, Prozesse und Zustände	47
Soziale Verwebungen, kulturelle Verdichtungen – Überlegungen zur ethnologischen Migrationsforschung	47
Globale Bezüge, Forschung in situ	48
Mensch und Milieu	50

Erfolgreiche Ankunft – abstrakte Zukunft der einen, konkrete Gegenwart der anderen . . .	53
Halima lernt, sich einzupassen – ohne dabei zu zerbrechen	55
Hussein begegnet der Welt, um sie zu gestalten	59
Tellerwäscher und Jurist: Zeberga greift nach dem Glück	67
Charakteristika von Weg und Ankunft: Informalität, Ethnisierung, Geschlecht und Kapital	71
Stationen	73
Entmündigt in Shimelba	76
Addis Ababa: Unter Beobachtung	92
Migrantische Nische Khartum	98
Mit Schmugglern nach Kairo	110
Arbeiter statt Flüchtlinge: Jerusalem/Tel Aviv	118
Zustände und Prozesse	128
Begegnungen mit dem Formalen – Manipulation, Betrug und die Konstruktion von Unsicherheit	128
Die Fortsetzung migrantischer Informalität in Lebenswelt und Milieu	135
Vor den Toren der Welt – existenzielle Erfahrungen	144
Solidarität, Verantwortung, Konflikt – die migrantische Familie unter Druck	151
 Informalität und existentieller Entwurf: Stationen und Wanderungen, Sein und Werden, Zustände und Prozesse . . .	156
Lernen, Vertrauen und Anspruch	157
Existenz und Möglichkeit	166
Zu Hause bleiben	175
 Zwischen Selbst und Welt: Informalität in der Migration aus Eritrea und die Ethnologie des Globalen	178
 Statt eines Nachwortes: If we assume, we wrote this poem with the same feeling at the same time (Alula Araya)	181
Abbildungsverzeichnis	182
Abkürzungsverzeichnis	183
Literaturverzeichnis	184
Karte der Region	200

Vorwort

Dieses Buch entstand in Bayreuth, München, Deuchelried, Felsberg und Addis Ababa. Im Januar 2016 wurde es an der Kulturwissenschaftlichen Fakultät der Universität Bayreuth unter dem Titel „Mensch werden, Mensch bleiben. Informalität und Informalisierung in der Migration aus Eritrea“ als Habilitationsschrift angenommen.

An der Universität Bayreuth hatte ich tatkräftige wissenschaftliche Unterstützung bei Kurt Beck, Georg Klute, Bernt Schnettler und Markus Verne gefunden, aber auch die praktische (und moralische) Unterstützung der Lehrstuhlsekretärin Ingrid Hössl genossen. Während meiner Zeit in Bayreuth konnten Feldforschungen in Khartum und Addis Ababa im Rahmen des Bayerischen Forschungsverbundes „Migration und Wissen“ (ForMig, 2009–2013) finanziert werden. Als mein dortiges Arbeitsverhältnis ohne Möglichkeit der Verlängerung auslief und ich in Not war, nahm mich Hartmut Quehl am Felsberger Institut auf. Dort gewann ich nicht nur neue berufliche und wissenschaftliche Einsichten, sondern auch genügend Freiraum, um zu schreiben. Unverzichtbar blieb gleichwohl der kontinuierliche Diskussionszusammenhang, den Hermann Amborn und die Mitglieder seines Kolloquiums boten, namentlich Alexander Kellner, Andreas Hirt, Florian Beck und Nicolas Grießmeier. Schließlich erlaubten die Anstellung am *Department of Social Anthropology* (SOAN) der Universität Addis Ababa 2014–2015, die der DAAD in den ersten sechs Monaten als Kurzzeitdozentur förderte, und eine Vertretung am Bayreuther Ethnologie-Lehrstuhl im Herbst 2015 Abschluss und Fertigstellung. Kurzum: Ich bedanke mich für all diese Möglichkeiten und Unterstützungen.

Ohne meine zahlreichen Informant_innen – viele davon wurden Freunde – hätte ich weder Zugang gefunden noch zu verstehen gelernt. Eure Probleme und Krisen aber konnte ich selten lösen helfen, ich konnte nur Anteil nehmen, manchmal zur Seite stehen, Besserung wünschen und mich über Erfolge freuen. Euer Leid bleibt dabei unvergessen. Die Migration aus dem Horn von Afrika in eine bessere Welt trat noch während meiner stadthnologischen Feldforschung in Asmara an mich heran und begleitet mich und meine wissenschaftliche Arbeit nunmehr seit vielen Jahren in vielfältiger Weise. Manches Mal war dies auch persönlich schmerzhaft, so als mein enger Freund Hussein wenige Monate nach seiner Ankunft in den USA bei einem Autounfall ums Leben kam und seine Frau Halima mit zwei Kindern auf zwei Kontinenten zurückließ. Andererseits verdanke ich dem Thema manches freudige Wiedersehen, etwa als mich Biniam im Sommer 2014 endlich einmal in München besuchen konnte. In jedem Fall hat es mich über die Jahre mit verwickelt in sehr persönliche Schicksale, in gemeinsame Freude, gelegentlich aber auch in Spannungen und Konflikte, was ich als Zeichen dafür nahm, Teil des Milieus zu sein. Hat man Migration einmal in den Blick genommen, begegnet sie einem schließlich allorten. Zuletzt stellte sich gar die Hausbesitzerin unserer zeitweiligen Mietwohnung in Addis Ababa als ደለላ (*delala*, amh.), als Maklerin, heraus, die Hausmädchen die Reise in den Nahen Osten versprach – und das nicht unbedingt aus Nächstenliebe.

Ich weiß wohl um Unterschiede in Niveau und Qualität, doch erwies sich als ein Verstehenszugang zu migrantischem Dasein und Denken, dass auch mein eigenes Leben in der

Wissenschaft an Prekarität, Kurzfristigkeit, mangelnder Planbarkeit und Scheitern keinen Mangel hatte und seine eigene Ungewissheit aufbot, in deren Nebel hinein ich selbst immer wieder Brücken zu bauen versuchte.

Ohne allzu sichere Zukunftsperspektiven ein solches Buch zu schreiben, ist ein Projekt der Ausbeutung – der üblichen eigenen, aber auch der Ausbeutung sozialer Beziehungen. Bei Freunden traue ich mich daher kaum mehr, mich auch nur zu entschuldigen, denn ständig hatten Arbeit oder ohnehin vernachlässigte Familie Priorität. Meine Eltern haben mich weit über Gebühr unterstützt – und das nicht nur mit schönen Worten. Und meine Frau und meine Kinder, die ich mit beruflicher Unsicherheit sowie leiblicher und geistiger Abwesenheit plagte, hatten gerade genug Geduld mit mir, damit aus der Sache etwas werden konnte. Euch gilt meine Liebe.

München, im Sommer 2017

Zur Umschrift aus dem Tigrinischen und Amharischen

Die hier verwendete Umschrift aus dem Tigrinischen und Amharischen folgt der (vereinfachten) Umschrifttabelle der Zeitschrift *ITYOPIS*, herausgegeben von Wolbert Smidt et al., Mekelle University, Äthiopien. Personen- und andere Eigennamen werden nicht umgeschrieben; dies gilt auch für Ortsangaben, wenn es für sie eine gebräuchliche lateinische Form gibt.

Eritreische und äthiopische Autorennamen sind – anders als in der Äthiopistik üblich, aber im Sinne internationalen Standards – unter dem jeweils letzten Namen, also Vater- oder Großvaternamen, aufgeführt.

„The country's most precious resource – and that which holds the most promise for Eritrea's future – is its people.“

Ministry of Information, State of Eritrea: Eritrea. A Country Handbook. 2002: 43

Einführung in Forschung und Fragestellung

In der forschenden Begleitung eritreischer Flüchtlinge und Migrant_innen¹ während der letzten zehn Jahre kristallisierte sich die Frage nach charakteristischem Handeln in der Migration als ein zentrales Verstehensproblem heraus. Ich bezeichne das vorgefundene und im Folgenden beschriebene Handeln als informell, da es im Umgang und in der Auseinandersetzung mit formalen Welten entsteht – ohne sich in diese einzupassen. Den dazugehörigen Lernprozess, der bekannte, mitunter historisch vermittelte Praxen mit Migrationssituation und -prozess verbindet und nicht zuletzt Welt- und Selbstsicht wandelt, nenne ich Informalisierung, und das übergeordnete Konzept, in dem Praxen und deren Vermittlung nachvollziehbar werden, Informalität. Den Weg von der griffigen Idee zu einem Konzept ethnologischer Migrationsforschung soll dieses Buch nachzeichnen.

Im Rahmen des Forschungsprojektes „Dynamische Vorstellungswelten im Lernprozess Migration – Wissen und Kommunikation junger städtischer Migrant_innen aus Eritrea und Äthiopien“² wurden Feldforschungen hierzu insbesondere in den beiden Hauptstädten der Nachbarländer unternommen: in Addis Ababa (Äthiopien 09/2007, 02/2010, 08–10/2010, 04–05/2012) und in Khartum (Sudan 09/2009, 03/2011). Diese schlossen an frühere Forschungen an, die in Washington D.C. und Minneapolis MN (USA 04/2007), Shimelba Refugee Camp (Tigray, Äthiopien 08–09/2007), Kairo (Ägypten 02/2008), Jerusalem und Tel Aviv (Israel 02–03/2009) stattfanden.³ Letztlich aber führt jener Pfad von meiner stadthnologischen Dissertation⁴ zu meiner migrationswissenschaftlichen Arbeit, den George E. Marcus als „Follow the People“ beschrieb (1995).

- 1 Ich verwende ‚Migrant_in‘ als ebenso grundsätzlichen wie weiten Begriff. Den engeren Begriff ‚Flüchtling‘ hingegen verwende ich in seiner formalen Dimension, also dann, wenn er durch die Genfer Flüchtlingskonvention bzw. den UNHCR gedeckt ist – oder von Migrant_innen in dieser Hinsicht beansprucht wird. Nicht alle Migrant_innen aus Eritrea sind zu jeder Zeit Flüchtlinge, sie können den Flüchtlingsstatus verlieren oder aufgeben, aber – so zeigen Beispiele – auch wieder aufnehmen. Ansonsten halte ich mich diesbezüglich aus akademischen und aktivistischen Benennungsdiskussionen heraus.
- 2 Einzelprojekt im Forschungsverbund „Migration und Wissen“ (ForMig, 09/2009–01/2013) der Bayerischen Forschungsallianz (www.bayfor.org), gefördert durch das Bayerische Staatsministerium für Wissenschaft, Forschung und Kunst, angesiedelt am Lehrstuhl Ethnologie der Universität Bayreuth (Leitung: Prof. Dr. Kurt Beck und Dr. Magnus Treiber; Mitarbeit: Délia Nicoué MA).
- 3 Gemeinsame Forschung unternahm ich im September/Oktober 2010 in Addis Ababa und im März 2011 in Khartoum mit Kurt Beck sowie im August/September 2007 mit Lea Tesfaye in Shimelba und in Addis Ababa.
- 4 „Der Traum vom guten Leben – Die eritreische warsay-Generation im Asmara der zweiten Nachkriegszeit“ (2005, 2016). Feldforschung in Asmara während mehrerer Aufenthalte unterschiedlicher Dauer, 2001–2005.

Eritrea ist kein Land, das beispielhaft für jene Informalität stehen könnte, die Jean-François Bayart [1989], Patrick Chabal und Jean-Pascal Daloz (1999; Chabal 2009), Achille Mbembe (2001) oder Alcinda Honwana (2012) für den afrikanischen Kontinent der Gegenwart ausmachen.⁵ Eritrea erbt die ebenso förmliche wie autoritäre Verwaltungstradition des äthiopischen Kaiserreiches, die in etwa der wilhelminischen Bürokratie vergleichbar ist.⁶ Die imperiale Verwaltung (bis 1974), die von oben nach unten wirkte und grundsätzlich nicht umgekehrt, bildete eine unverzichtbare Grundlage für die umfassende administrative Effektivität der nachfolgenden äthiopischen Militärdiktatur des Derg (1974–1991) – wenn letzterer auch, wie Christopher Clapham 1992 treffend bemerkte, letztlich Effizienz abging. Eben jene Verwaltungstradition wurde wiederum von den revolutionären Nachfolgeregierungen Äthiopiens wie Eritreas dankbar übernommen und – was etwa die Mikroverwaltung auf Quartiersebene (*qebelé*) angeht – intensiviert. Wächst heute auch die Korruption, so kann sie dennoch nicht ins Offene treten und muss innerhalb der gegebenen Formalia organisiert werden. Nach wie vor sind hier wie dort offizielle Briefe ohne faustgroßen Stempel Makulatur. Diesen autoritären Charakter des Offiziellen bestätigt nicht zuletzt Eva Poluha in ihrer Arbeit zur Kontinuität des Autoritären in der äthiopischen Schulbildung (2004), die sich zumindest auf Grundschulniveau nicht wesentlich von der eritreischen unterscheidet. Äthiopisches Erbe und Guerilla-Tradition haben auch das unabhängige Eritrea zu einem Obrigkeitsstaat gemacht.⁷ Gleichzeitig bleibt festzustellen, dass das Formale, das die eritreische Bürokratie repräsentiert, oft jeder Verlässlichkeit über den Tag hinaus entbehrt. Verlässlichkeit, ja Rechtssicherheit aber ist das eigentliche Versprechen des Formalen. Fehlen sie, werden Formalia zur leeren, substanzlosen, doch gleichzeitig notwendigen Hülle. In meiner Dissertation beschreibe ich, wie reguläre *national service*-Leistende in Asmara der Festnahme ausgesetzt waren, wenn – wegen Bummelstreik, Papiermangel oder Stromausfall – ihre Dienstausschreibung nicht erneuert werden konnten (2005: 116–117). Und selbst wer einen gestern noch gültigen Militärausweis (ሚንገሳገሳ, *mingisaqisi*) besitzt, kann sich nicht darauf verlassen, dass dieser heute noch valide ist bzw. von den kontrollierenden Militärpolizisten anerkannt wird. David Bozzini zeigt auf, dass solche Kontrollen in Eritrea viel eher durch das routinierte Schauspiel der Macht und allgemeine Anerkennung funktionieren als durch tatsächliche Datenüberprüfung (2011b). Wird einerseits zum Betrug mit gefälschten Papieren regelrecht eingeladen, so verhindert andererseits die allgemeine Angst vor dem Auffliegen und den Konsequenzen massenhafte Fälschungen.

Gleichzeitig ist Informantenberichten zufolge die Korruption in Behörden und Militär stark angestiegen, etwa was die Dienstortzuweisung von Rekruten angeht. Das hat vermutlich mit der allgemeinen Wahrnehmung zu tun, dass sich hohe Militärs durch privatisierte Zwangsarbeit, zwangsweise Enteignungen oder Beteiligung an Schmuggel und am Migrationsgeschäft bereichern. Warum sollten da geringere Chargen auf ihre Möglichkeiten verzichten? Auch

5 Vgl. auch Beuving 2013; Spittler 2004; Bierschenk 2004.

6 So lässt sich auch das nachkriegsdeutsche Amtsgebaren insbesondere der Ausländerbehörden unschwer als Fortschreiben der Kaiserzeit verstehen.

7 Vor allem mit Blick auf außenpolitische Isolation sprechen Kjetil Tronvoll und Daniel R. Mekonnen auch vom „garrison state“ (2014). Amanda Poole betont mit ihrem Begriff des „gatekeeper state“ dagegen den Versuch des Regimes, die transnationale Dimension Eritreas zu kontrollieren (2013).

die Kultur des Misstrauens und Verschweigens, die sich im migrantischen Milieu findet, hat eine Wurzel im Alltag der Diktatur, aber auch weiter zurückliegend im Unabhängigkeitskrieg selbst (Quehl 2003, vgl. Massa 2016).

Dennoch lässt sich feststellen, dass die vorgebliche Formalität des eritreischen Staates unter Isayas Afewerki Informalität im Umgang mit Staat und Behörden einhegt und keine unbeschränkte Korruption erlaubt. Die Erfahrung des eritreischen Alltags ist ein Nährboden, aber eben nicht alleinige Quelle von Informalität in der Migration. Erst im Kontakt mit nationalen und internationalen Behörden, Agenturen und NGOs nach Landesflucht entsteht auch ein praktischer Umgang mit diesen. Da konkrete Formalitäten wie Aufenthaltsgenehmigungen oder Einreisevisa nicht ohne weiteres ausgestellt werden, suchen Migrant_innen Abhilfe in der Umgehung derselben. Mit der Entscheidung zur Migration setzt ein damit verbundener Lernprozess ein, den ich als Informalisierung bezeichnen möchte. Er wird in den unterschiedlichen Stationen, die erreicht und gegebenenfalls durchlaufen werden, unter den entsprechenden lokalen Bedingungen angereichert. Migration erfährt eine unverzichtbare Motivation durch offenkundig erfolgreiche Migrationsbeispiele, die den globalen Ausschluss überwunden und den Flaschenhals in die Erste Welt hinein passiert haben. Migration, bei der versucht wird, unter Überwindung der globalen Migrationskontrolle in die Länder des Nordens einzureisen, möchte ich als unprivilegiert verstehen – auch wenn dazu mitunter erhebliche Geldbeträge gezahlt werden.

Meine Feldforschung und die darin gewonnenen Erkenntnisse legen nahe, Migration aus Eritrea und die sie charakterisierende Informalität in Stationen und in tatsächlichen Wanderungen zu beschreiben, in Zuständen und Prozessen, in Sein und Werden: Dimensionen, die in einem gleichermaßen lokalen wie transnationalen Milieu zu sozialen Verwebungen und kulturellen Verdichtungen führen. Migration zeigt sich dabei nicht zuletzt als Existenzfrage.

In Kapitel II setze ich mich mit dem Konzept der Informalität auseinander und frage – in kritischer Betrachtung gängiger Begriffe im Themenfeld der Migration – nach Möglichkeiten, Handeln in der nicht-privilegierten Migration zu fassen. In Kapitel III wird ein Blick auf die politische Geschichte Eritreas geworfen, die für die heutige Auswanderung Hunderttausender nicht unwesentlich sein kann. Diese wiederum verfolge ich im vierten Kapitel. Nach einführenden Überlegungen zu Wegen und Möglichkeiten ethnologischer Migrationsforschung porträtiere ich einige beispielhaft erfolgreiche Wege in die Erste Welt, die den vielen, die sich noch in der Migration befanden oder weiter befinden, als Leitsterne dienten bzw. dienen. Die Migration aus Eritrea und ihre typischen Praxen beschreibe ich dann in Stationen und Prozessen, um sie im fünften Kapitel über informelles Wissen und existentiellen Entwurf konzeptionell zu fassen. In Kapitel VI positioniere ich mich schließlich dazu, wie man sich dem Verhältnis von Welt und Selbst in der gegenwärtigen Ethnologie annähern könnte.

„Maybe I'd be a bank robber. Some god-damned thing. Something with flare, fire. You only had one shot. Why be a window-washer? I lit a cigarette and walked further down the hill. Was I the only person who was distracted by this future without a chance?“

Charles Bukowski: Ham on Rye [1982]. Edinburgh 2000: 272

Informalität als Handlungsmodus?

Zum Ende eines längeren Aufenthaltes in Äthiopien im Herbst 2010 nehme ich Abschied von Dawit, einem noch jungen, nichtsdestoweniger langjährigen Feldinformanten aus Eritrea. Die letzten Tage brachten wir wesentlich damit zu, stundenlang im Internet zu recherchieren und legale Einreise- und Einwanderungsmöglichkeiten nach Deutschland, die dazu notwendigen Formalia sowie mögliche Wege ihrer realistischen Beibringung zu diskutieren. Dawit reicht mir schließlich seine Hand und gibt mir eine letzte Bitte mit auf den Weg: Nachdem ich doch nun den ‚Sekretär für Kulturelle und Wirtschaftliche Angelegenheiten der Deutschen Botschaft‘ persönlich kennengelernt habe, solle ich diesen bezüglich seiner eigenen Einwanderungspläne doch noch einmal kontaktieren und mich nach Möglichkeiten und Prozedere erkundigen. Die mit Nachdruck vorgebrachte Bitte klingt für mich zunächst absurd: Der genannte Referatsleiter ist für die Visa-Vergabe nicht zuständig und könnte die klar formulierten Regeln und Zugangsbeschränkungen weder ändern noch nach Gutdünken auslegen. Für Dawit jedoch macht das vorgebrachte Anliegen offenkundig Sinn: Die informelle, ja kollegiale Beziehung zwischen zwei professionellen *ex-pats* verspricht bislang nicht aufgedeckte Chancen, die eigene Weiterwanderung voranzutreiben.⁸

Informalität, Ungewissheit und Krise in der wissenschaftlichen Debatte

Nicht jede Migration führt notwendig in eine Krise, die dazu nötigt, alle ersichtlichen Möglichkeiten ihrer Überwindung – oder zumindest ihrer Linderung – auszuloten. Die Menschen, die sich von Eritrea in die Migration aufgemacht haben und die ich zeitweise begleiten durfte – jene also, von denen dieses Buch handeln soll –, befinden oder befanden

8 Ein weit entferntes und doch verwandtes Beispiel boten Asylbewerber_innen in München, die 2013 mit Hungerstreik für ihre unbedingte Anerkennung demonstrierten – und die beanspruchte Rechtsstaatlichkeit von Gesetz und Prüfungsverfahren damit ad absurdum führten. In der öffentlichen Diskussion wurde daher weitgehend Unverständnis geäußert. Griefmeier (2015) verweist jedoch darauf, dass den Hungerstreikenden die Anerkennung das einzig wichtige Ziel und ihr Körper hierzu das einzig mögliche Handlungskapital war. Zur Körperlichkeit (in) der Migration siehe auch Kastner 2014.

sich jedoch zweifelsohne in einer Krise, einer durch und durch existenziellen Krise. Handeln in dieser Krise der Migration zu beschreiben, ist ein Grundanliegen dieses Buches. Ein Begriffsinventar, das sich als quasi selbstverständlich anböte, existiert indes nicht. Es muss hergeleitet werden und sich an Fragestellung und Gegenstand beweisen. Es liegt immerhin nahe, in der Literatur zu Krise und Handeln in der Krise nach Zugängen und geeigneten Konzepten zu suchen, um die oben beispielhaft geschilderte Begebenheit als Phänomen eines größeren Handlungskontextes begrifflich zu erfassen und zu beschreiben.

Das Ende der politisch-militärischen Blockkonfrontation und das Ausrufen der Globalisierung, die Transformation von Staaten und Staatlichkeit, Ökonomien und Wohlfahrtssystemen hat die sozialwissenschaftliche Literatur der 1990er Jahre sehr grundsätzlich geprägt. Hier begegnen wir der neuen Schule des Transnationalismus (Glick-Schiller, Basch und Blanc-Szanton 1992; Levitt und Glick-Schiller 2004; Pries 2008), den ‚flows and closures‘ (Meyer und Geschiere 2003) und ‚scapes‘ (Appadurai 1986). Mobilität, Flexibilität und Prekarität werden zu zentralen Themen (Augé [1992]; Virilio 1999; Beck 2000; Bourdieu 2004; Urry 2007). In seiner Breite verschiebt sich der sozialwissenschaftliche Fokus hin auf eine ungewisse, unzuverlässige Welt und ein entsprechend geprägtes Leben in dieser. Ganz neu ist diese Perspektive indes nicht, Prekarität und prekäre Arbeit haben als sozialwissenschaftliche Themen Tradition. So beschreibt beispielsweise Friedrich Engels in seinem Bericht zur „Lage der arbeitenden Klasse in England“ die elenden Lebens- und Arbeitsbedingungen in den englischen Industriestädten Mitte des 19. Jahrhunderts [1845]. Und innerhalb der Chicago School macht Nels Anderson mit „The Hobo. Sociology of the Homeless Man“ [1923] jene Tagelöhner und Tramps zum Thema, die wesentlich zur wirtschaftlichen Erschließung der USA beitrugen. Zwanzig Jahre später skizziert William Foote Whyte die „Street Corner Society“ [1943] in ‚Cornerville‘, einem vernachlässigten Quartier Bostons, das zur Verbesserung unvorteilhafter Lebenslagen kaum mehr als Auswanderung oder Kriminalität eröffnet. Anderson übrigens betrachtet Migration bereits unter den Bedingungen von „uncertainty and deprivation“ – nicht unbedingt ein neues Konzept also (1923: 64).

Auch dem sozialwissenschaftlichen Denken in großen Zusammenhängen und globalen Dynamiken haben sich in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts schon Autoren wie Wolf (1982), Mintz [1985], Braudel (1986), Hobsbawm (1995) oder Cooper (1996) gewidmet. Und den Begriff des ‚Weltmarktes‘ finden wir 1848 bereits bei Marx und Engels, u. a. im Kommunistischen Manifest. Die Vorstellung eines relativ festgefügtens Weltsystems nach Wallerstein (1979, 2005) und Frank (etwa 1967), das Stabilität und Verlässlichkeit auch der Asymmetrien und Abhängigkeiten suggeriert, kann hingegen beispielhaft für die Wahrnehmung der Welt vor 1989/1990 stehen. Diese wird in Marcus’ Entwurf einer ‚multi-sited ethnography‘ (1995) zu Recht überschritten, will man sich nicht mit dem ethnographischen Auffüllen eines bereits fertigen Modells mit allumfassendem Erklärungsanspruch begnügen, sondern globale Bezüge aus dem Material heraus herstellen.

Vor der aktuellen Ankunft der Krise in Europa wurde ein ‚informeller Sektor‘ als Folge von Kolonialwirtschaft, Staatsverschuldung und Strukturanpassung im Afrika und Lateinamerika insbesondere der 1970er und 1980er Jahre identifiziert. Keith Harts frühe Studie zur Ökonomie der ghanaischen Hauptstadt Accra (1973) wurde zum Ausgangspunkt einer bisweilen sehr politischen Auseinandersetzung um Beschaffenheit und Bedeutung des Informellen.

Studien im Auftrag oder Umfeld der Weltbank, die Flexibilität als wirtschaftlichen Motor propagierten, standen Arbeiten aus der *International Labour Organisation* (ILO) und dem gewerkschaftlichen Milieu gegenüber, die hier die Entrechtung regulärer Arbeitsverhältnisse vorangetrieben sahen (vgl. Lindell 2010; Lourenço-Lindell 2002; Meagher 2010; Hansen und Vaa 2004; AlSayyad 2004).

Der Dienstleistungssektor, der die koloniale Wirtschaft und ihre beschränkten Bereiche formaler Lohnarbeit (etwa im Transportwesen, im Bergbau oder in der agro-industriellen Landwirtschaft) ergänzte und zunehmend an Bedeutung überlagerte, ist historisch allerdings schon immer ein weitgehend informeller gewesen, wie etwa Luise White in „Comforts of Home“, einer Geschichte der Prostitution im kolonialen Nairobi, beispielhaft aufzeigt (1990). Immerhin ist es bemerkenswert, dass der thematische Ursprung des Informalitätskonzeptes in der Stadt und der Stadtforschung liegt, die sich seit jeher vor allem für soziale Beziehungen und Dynamiken im Laboratorium Stadt interessiert (Park [1925]; Lindner 2004; Treiber 2015; auch Myers 2011; Tickamyer und Bohon 2000).

Von hier aus weiteten vor allem Politikwissenschaftler wie Patrick Chabal und Jean-Pascal Daloz in „Africa Works. Disorder as Political Instrument“ (1999), Jean-François Bayart in „L'Etat en Afrique. La politique du ventre“ [1989] oder Achille Mbembe in „On the Postcolony“ (2001) den Bezugsrahmen des Informellen auf die Nation aus und thematisierten die Instrumentalisierung, Kriminalisierung und Ausplünderung der unabhängig gewordenen afrikanischen Staaten durch ihre Eliten. Das scheinbare Randphänomen kleiner, auch kleinkrimineller urbaner Alltagsökonomie wurde in der afrikawissenschaftlichen Diskussion schließlich zur Norm einer fortdauernden, multidimensionalen afrikanischen Krise, die nicht zuletzt als Krise afrikanischer Staaten und Staatlichkeit wahrgenommen wird (vgl. auch Chabal 2013, 2009; Ferguson 2006; Mbembe und Roitman 1995; Bayart, Ellis und Hibou 1993).

Darüber hinaus wird das einst vom Ethnologen Hart initiierte Beschreibungsinventar schließlich interdisziplinäres Allgemeingut: *Informal sector, informal economy, informal settlement, self-employment, self-organisation, self-help-housing* sind heute weithin geläufige Begriffe und Themenfelder, nicht zuletzt im Arbeitsbereich nichtstaatlicher Entwicklungszusammenarbeit. Semantisch wird dabei einmal auf das Umgehen tatsächlicher (wohl auch erwarteter) formaler, also meist staatlicher Regelungen verwiesen. Zum anderen eröffnet sich damit ein – mitunter auch aufgenötigter – Handlungsraum, um Dinge nach Kräften selbst zu regeln.

In der ethnologischen Debatte um den Schlüsselbegriff der Informalität stehen Topoi wie Staat und Stadt, Eigentum und Nutzungsansprüche, Ökonomie, Arbeit und Organisation im Vordergrund – und nicht zuletzt die ethnologische Kritik am professionellen ‚developmentalism‘ (Mosse 2011; Rottenburg 2002; Harper 2005; Hüsken 2003). Die Autorinnen Lindell (2010, 2002), Meagher (2010) Tranberg Hansen und Vaa (2004) gehen in ihren Arbeiten zu Guinea-Bissau, Nigeria oder Sambia wesentlich von wirtschaftlicher Informalität in Handel, anderen Dienstleistungen und auch in der handwerklichen Produktion aus. Dabei betonen sie das ineinander verwobene *interface* von formal und informell im Gegensatz zum klar getrennten Gegenüber früherer Ansätze. Lindell, Meagher, Vaa und Tranberg Hansen distanzieren sich von unmittelbar politisch aufgeladener Begriffssemantik, um aktuelle emergente Phänomene überhaupt erst betrachten und einschätzen zu können. Informalität wird in ihrer Wahrnehmung zum ambivalenten Zwischenraum, den Tendenzen und Transformationen in

die eine oder andere Richtung und eben auch ein gleichzeitiges Neben- und Miteinander eher informeller und formaler Phänomene charakterisieren. Hart selbst spricht in einem neueren Text von „formal/informal dialectic“ (2010: 379). Diese Sicht betont also das Dynamisch-Relationale und ist nicht auf einen der beiden entgegengesetzten Bestandteile reduzierbar. Schließlich funktionieren auch einigermaßen streng und formal geregelte Organisationen und Institutionen nicht nach ausschließlich formalen Grundsätzen, wie dies Webers idealtypische Bürokratie vielleicht glauben lassen könnte (Weber 2005: 157–235). Neuere *workplace studies* untersuchen Arbeitsalltage und Organisationen jenseits idealer Vorstellungen und Inszenierungen (vgl. Heath, Knoblauch, Luff 2000; beispielhaft Zaloom 2006), doch bereits 1971 prägte der Soziologe Horst Bosetzky das Wort von der ‚Kameradschaftlichen Bürokratie‘. Die Soziologin Barbara Misztal billigt dem Phänomen Informalität sogar zu, jenseits erstarrter Formalitäten Vertrauen zu schaffen und Demokratisierung zu fördern – wenn auch nicht unter Bedingungen der umfassenden, zu Norm und Alltag gewordenen Krise (2000). Privilegierte Akteure können sich auf formale Institutionen und Verfahren verlassen und sich ihrer bedienen. Das heißt nicht unbedingt, dass ihr Handeln sich immer als formell beschreiben ließe. Spezlwirtschaft und Korruption im großen Stil funktionieren eben dort, wo Formalia aus privilegierter Position heraus umgangen bzw. gestaltet werden können (vgl. auch Priddat 2011). Nichtprivilegierte Akteure jedoch sind häufig auf das Informelle zurückgeworfen und sehen sich zu Praxen genötigt, die dem Formalen sozusagen von unten begegnen.

Mbembe und Roitman erkennen über längere Zeit hinweg Dynamiken, welche sich – in der Erosion verlässlicher formaler, rechtsverbindlicher, öffentlicher (also in der Regel staatlicher) Regelungen – als Prozesse der Informalisierung beschreiben lassen. In ihrem Aufsatz „Figures of the Subject in Times of Crisis“ (1995) treten sie dabei einen Schritt näher an die Menschen selbst heran. In ihrer Skizze der kamerunischen Wirtschaftskrise in den frühen 1990er Jahren stellen sie heraus, dass nicht nur wirtschaftliche Sektoren und politische Herrschaftsapparate in der Krise einem Wandel unterliegen, sondern auch die Menschen selbst – in ihrem Miteinander, ihrem Handeln und ihrer Wahrnehmung dessen, was um sie herum passiert.

Sicherlich lässt sich hier kritisch anmerken, dass Informalität nur dann eine Entdeckung darstellt, wenn man vom Ideal stabiler Verhältnisse und Verwaltungen ausgeht, wie es zum einen das koloniale Projekt anleitete und zum anderen in Europa nach dem Zweiten Weltkrieg für einige Dekaden tatsächlich zum Selbstverständnis wurde. Alltage und Lebenswelten wohl der meisten Menschen unterlagen auch vor kolonialistischer Penetration, der Zeitenwende der 1990er Jahre oder der Finanz- und Staatskrisen der letzten Jahre der Ungewissheit und Unsicherheit. Die Nötigung zu informellem Handeln ist daher wohl eher Regel als Ausnahme. Doch erst die letzten beiden Dekaden sozialwissenschaftlicher Diskussion hatten wesentlich und unter aktuellen Umständen zum Ziel, menschliches Handeln auch unter den widrigen Umständen der Krise zu beschreiben und zu verstehen. Da ich die Migration aus Nordostafrika – und vielleicht darüber hinaus – in diesem Kontext sehe, lässt auch die Literatur zu Krise und Ungewissheit Begriffe und Konzepte erwarten, die der Beschreibung und Interpretation zuträglich sind. In den vergangenen Jahren, in denen ich mich mit meinem Thema auseinandersetzen hatte, reifte in mir der Verdacht, dass gängige handlungstheoretische Begriffe trotz oder vielleicht auch wegen ihrer Popularität das empirische Phänomen selbst eher zu

überlagern drohen. Gerade sozialwissenschaftliche und philosophische Begrifflichkeiten verstecken hinter beanspruchter Grundsätzlichkeit gerne ihre eigene Entstehungsgeschichte und deren Bedingungen (vgl. etwa Foucault 1973; Sohn-Rethel [1937]; auch Braukämper 2001). Ich versuche also – nach einem kurzen Abgleich meiner konzeptionellen Anforderungen mit einigen gängigen Begrifflichkeiten – ein Konzept der Informalität ex negativo zu skizzieren und für meine Forschung zur Migration aus Eritrea in transparenter Weise nutzbar zu machen (vgl. Treiber 2013a).

Coping/Coping Strategy

Ein beliebter Begriff der breiteren Sozialwissenschaften zur Beschreibung von Handeln in Krise und Ungewissheit ist der des *coping*, der Bewältigung. Bei näherer Betrachtung aber passt er weder zur Fragestellung noch zum Gegenstand.

Coping beginne, schreibt die schwedische Ethnologin Boel Berner in „Manoeuvring in Uncertainty – On Agency, Strategies, and Negotiations“ (2000: 287), wenn Ressourcen in Reaktion auf die Krise umgewidmet werden müssten. Erfolg zeige sich gegebenenfalls in der Erholung der Ressourcen. Dabei nimmt sie Bezug auf die eingängige, aber durchaus disparate Größe ‚Haushalt‘, verbunden mit einer Vorstellung von Normalität und Notwendigkeiten eines bestimmten Lebensstils. *Coping* wird hier zum Aushalten mehrdimensionaler Problemkonstellationen durch Verzicht und versuchten Ausgleich. Dabei liegen die Problemursachen weitgehend jenseits der eigenen Handlungsmöglichkeiten, können also gar nicht selbst angegangen werden. Es bleibt das Erdulden, Abwarten und Ausweichen, um zumindest den größtmöglichen Nachteil und Verzicht abzumildern. *Coping* versucht das bekannte Leben aufrechtzuerhalten oder wiederherzustellen. Dabei steht ein stark beschränkter Alltag im Vordergrund, der Veränderung und Wandel eben auszubalancieren und zu bewältigen sucht, statt dass er von den Betreffenden als Gelegenheit wahrgenommen würde. Ziele, Pläne und Entwürfe, also die umfassende aktive Veränderung zu einem Besseren hin, betont der Begriff nicht; ihrer Verwirklichung stehen überdimensionale Probleme entgegen. Die handlungstheoretische Aussage Boel Berners „Action is situated and is subject to constant revision“ (2000: 307) teile ich mit Blick auf meine Empirie, doch fehlt der Vorstellung von Bewältigung das Teleologische, ins Unbekannte Verweisende, das der Migration in eine bessere Welt, wie ich sie antreffe, bei allen Widrigkeiten nicht abzusprechen ist.

Coping als Strategie zu fassen (etwa Somi et al. 2009; Larsen et al. 2001), geht einen Schritt weiter und behauptet hinter dem aufgenötigten Versuch, die Auswirkungen überdimensionaler Probleme abzumildern, überlegtes, vielleicht durch Erfahrung gereiftes Management. Da Ursachen und Probleme jedoch außerhalb der eigenen Handlungsmöglichkeiten stehen (vgl. Bourdieu 1987: 116), bleiben letztlich wohl nur Selbstmanagement (im Umwidmen verfügbarer Ressourcen), Selbstdisziplin (im Verzicht und Erdulden) und Selbstverantwortung (im naheliegenden Fall des Scheiterns). In Psychologie und Sozialer Arbeit bezeichnet die Bewältigungsstrategie denn auch Wege, mit Schicksalsschlägen und chronischen Krankheiten umzugehen und Stress und Sorge zu minimieren (vgl. Özkan, Hüther 2012; Lazarus 1993). Das strategische Moment, das auch hier nur dann äußerliche Probleme zu lösen vermag,